

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 21 (1959)
Heft: 12

Artikel: Gedanken über Sinn und Zielsetzung des Heimatmuseums
Autor: Trathnigg, Gilbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861488>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gebäude aus eigenen Mitteln gesund und blank zu halten. Nicht nur das Nützliche und Notdürftige, sondern auch das Schöne soll ihre eigene Sache sein. In der Tat, auch finanziell wäre die Scheidung verhängnisvoll: hie banaler Unterhalt, dort das Schöne als Luxus; hie Eigentümer, dort Staat. Die Schönheit ist kein Reservat des Staates; es wäre unschweizerisch, sie nur noch mit staatlichen Krücken aufrecht zu sehen. Im Aargau ist seit 1943 fast die Hälfte aller Restaurierungen ohne Subventionen durchgeführt worden.

Aber das öffentliche Interesse an Kulturdenkmälern darf sich, wo nötig, auch in öffentlicher Hilfe äußern. Allzu oft sind gerade alte Objekte im Eigentum von Privaten und Gemeinden, die bei allem guten Willen nicht mehr als den allernötigsten Unterhalt zu leisten vermögen. Bei Renovationen können aus den Forderungen der Denkmalpflege gewisse Mehrkosten erwachsen, die nicht allein dem Eigentümer, namentlich nicht dem privaten, aufzubürden sind. Hier sucht der Staat auszuhelfen, und mehr und mehr erkennen auch die Gemeinden ihre gleiche Verpflichtung. Ein jährlicher Kredit von Fr. 25 000.— und ausnahmsweise einige Lotteriegelder stehen zur Verfügung, wo kostspielige Spezialarbeiten deutlich über den ordentlichen Unterhalt hinausgehen. Der Regierungsrat macht die Erteilung einer Subvention und deren Höhe abhängig von der finanziellen Lage des Eigentümers, von der Bedeutung des Objektes und von der Art der Restaurierungsarbeiten.

Geist und Geld, Geld und Geist — mit beiden Mächten sucht der Staat das Seine zur Erhaltung unserer Kulturschätze beizutragen. Und doch wäre er machtlos, wenn nicht die Eigentümer selbst — kirchliche und politische Gemeinden, Stiftungen und Private — mit *ihrem* Geist und *ihrem* Geld bewiesen, daß sie ihre Baudenkmäler lieben, daß sie stolz sind auf deren Eigenart.

Gedanken über Sinn und Zielsetzung des Heimatmuseums

Von GILBERT TRATHNIGG

Der Verfasser, Museumsdirektor und ehrenamtl. Denkmalpfleger in der oberösterreichischen Stadt Wels, studierte germanische Altertumswissenschaften, Archäologie, Geschichte und Volkskunde und war vor dem Kriege am Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin tätig. Unter seinen zahlreichen Publikationen sei einzig das kleine Handbuch «Religionen der Griechen, Römer und Germanen» erwähnt, das er zusammen mit W. Müller in der Reihe von Leitners Studienhelfern 1954 herausgab. Seine Ausgrabungen in Salzburg mit der Entdeckung des fünfschiffigen romanischen Domes machten ihn weit über die Fachkreise hinaus bekannt. Einen kürzlichen Besuch in der Schweiz verband er mit der Besichtigung einer Reihe von Museen. Im Anschluß daran ist der nachfolgende Aufsatz für die «Jurablätter» entstanden.

G. L.

Heimatismuseen und Fachmuseen haben gemeinsam die Aufgabe, *Kulturgüter der Vergangenheit* zu sammeln, zu bewahren und für die Forschung einerseits und für die Volksbildung andererseits in Schau- und Studiensammlungen (Depots) aufzustellen. Die Fülle der Aufgaben, die ein moderner *Museumsbeamter* zu bewältigen hat, lassen sich aus diesen Erfordernissen ableiten. Er muß gleichzeitig Sammler und Betreuer, Verwaltungsbeamter und wissenschaftlicher Forscher, Ausstellungstechniker und Volksbildner sein. Mag auch bei der täglichen Kleinarbeit bald der eine oder andere Gesichtspunkt überwiegen, so muß er doch ständig alle andern gleichermaßen im Auge behalten und ihre Notwendigkeiten berücksichtigen. Daraus ergibt sich aber auch, daß er innerhalb eines ihm gesteckten Rahmens allein die Entscheidung treffen, natürlich aber auch die Verantwortung tragen muß. Außer einer gründlichen fachwissenschaftlichen Ausbildung und Vorliebe für den Beruf, wäre eine ebenso gründliche Fachausbildung im musealen Beruf Voraussetzung für eine solche Arbeit. Muß sie erst nachgeholt werden, dann geht dies nicht ohne Lehrgeld ab.

Der hohe Wert der Objekte macht eine volle *fachliche Arbeitsleitung* notwendig, die zwar ehrenamtlich vielfach geleistet wird, aber eben doch freiwillig bleibt und Unterbrechungen erfahren kann. Anders beim Beamten und Vertragsangestellten, von dem volle Leistung und Verantwortlichkeit verlangt werden können und der bei seinem Ausscheiden ersetzt werden muß. Bei ehrenamtlichen Mitarbeitern ist es immer fraglich, ob sich eine geeignete Kraft findet, die Nachfolge anzutreten. In Krisenzeiten, in denen Sammlungen vielfach besonders gefährdet sind, ist dies häufig nicht der Fall.

Auf weiten Strecken gehen also Heimatismuseen und Fachmuseen in ihren Erfordernissen gemeinsame Wege. Dann aber scheiden sie sich in ihrer grundsätzlichen *Zielsetzung*. Den Heimatismuseen fehlt jede Beschränkung auf ein bestimmtes Fachgebiet; sie betreuen grundsätzlich alle historischen Gegenstände. Dafür sind sie auf einen bestimmten Raum, eben die Heimat beschränkt. Allerdings ist dieser Begriff verschieden aufzufassen. Neben dem Heimatland steht ja die heimatliche Landschaft oder der Heimatort. Es sind also Orts-, Bezirks- oder Landesmuseum¹ in ihrem Bereiche möglich und werden auch tatsächlich überall gepflegt.

Aus dieser Abfolge einerseits wie aus dem Nebeneinander einer größeren Zahl von Heimatismuseen gleichen räumlichen Wirkungsbereiches ergeben sich

¹ Die Ausdrücke beziehen sich auf die österreichischen Verhältnisse: das Bezirksmuseum (wie das von Wels) entspricht bei uns etwa dem zentralen Museum eines kleinen, das Landesmuseum dem historischen Museum eines großen Kantons.

eine Reihe von *Schwierigkeiten*. Gehen wir etwa von dem Gedankengang aus, daß das Landesmuseum Repräsentant des ganzen Landes, das Bezirksmuseum der eines ganzen Bezirkes und das örtliche Museum der des Ortes ist, so kann man zu der Forderung kommen, daß die besten Stücke aus dem ganzen Land ins Landesmuseum, die besten der noch verbleibenden Stücke ins Bezirksmuseum, der Rest aber in die Ortsmuseen gehöre. In die Praxis umgesetzt, würde das aber bedeuten, daß Ausstellungs- und Studiensammlungen der Landesmuseen alles wirklich Gute umfassen, während für die Bezirksmuseen nur mehr die zweite Qualität und für die Ortsmuseen überhaupt nur mindere Qualität übrigbleibt. Dieser Weg ist in voller Konsequenz unmöglich, würde er doch jeden Anreiz zur Schaffung und zum Unterhalt eines Bezirks- oder Heimatmuseums hemmen. Ja, es würde sich jeder, der die Sammlungen eines Landesmuseums besichtigt hat, überlegen, noch in untergeordnete Museen zu gehen. Versuchte man die Lösung zu mildern, indem man das Fassungsvermögen der Schausammlung als Kriterium heranzieht und alles, was dort nicht untergebracht werden kann, in die Museen der Bezirke oder Orte verweist, so wäre die Lösung annehmbarer, aber es würde bedeuten, daß den Landesmuseen sogar wie alle Studiensammlungen und jede Möglichkeit für Neuauftellungen oder Wechselausstellungen entzogen würden. Außerdem würde jede Vergrößerung eines Landesmuseums die Entleerung der anderen Museen bedeuten. Mit solchen Unsicherheitsfaktoren ist eine gedeihliche Arbeit nicht möglich.

Besser fährt man, wenn man nicht von der Theorie, sondern von der *Praxis* herkommt. Jedes heute bestehende Museum ist bereits etwas geschichtlich Gewordenes. Den Bestand, den die einzelnen Museen bereits besitzen, muß man als eine gegebene Größe ansehen. Bereits abgewanderte Stücke zurückzuerwerben, ist eine außergewöhnlich schwierige Sache. Sie ist, soweit guter Wille vorhanden ist, noch zu lösen, wenn es sich um Objekte von Studiensammlungen handelt und wenn die entlehnende Sammlung alle notwendigen Garantien bietet. Gesichert sein müssen Bestand, geeignete räumliche Unterbringung, Mittel für Erhaltung und Pflege der Objekte, einschließlich notwendiger Restaurierungen und die fachliche Leitung der Sammlung.

Qualitätsstücke aus Schausammlungen zurückzuerwerben, ist meist nicht möglich, es sei denn, man kann ein entsprechendes Tauschstück bieten. Bei dieser Sachlage kann es sich also nur um die weitere Sammlungstätigkeit handeln, bei der eine Uebereinkunft zwischen den einzelnen Museen nützlich sein kann. Grundsätzlich ist es selbstverständlich, daß *jedes Museum nur in seinem Bereich sammelt*. Gewisse Ueberschneidungen, die sich durch fließende Grenzen ergeben, sollen auf ein Mindestmaß zurückgedrängt werden. So sind Schwierigkeiten zwischen Museen gleicher Größenordnung vermeidbar; zwi-

schen denen der kleineren Bereiche und der umfassenden größeren Bereiche ist es schwieriger. Wenn letztere ihr Hauptgewicht auf die Gebiete legen, die sonst museal brachliegen oder wo keine Sicherheit für die Erhaltung und sachgemäße Betreuung vorhanden sind, ist das Arbeitsfeld bereits außerordentlich groß und zwingt dazu, dort zu sammeln, wo ohnehin das örtliche Museum dies tut. Hier muß eine Zusammenarbeit beider Museen erfolgen, die beidseitig viel Takt und Verständnis erfordert, sonst sind gegenseitige Kämpfe nicht vermeidbar. Diese wirken sich immer schädlich aus für das Ansehen der Museen wie für die Preise.

Auch nach dem Studium eines größeren Museums soll sich der Besuch eines benachbarten Heimatmuseums lohnen. Dies läßt sich erreichen, wenn der Museumsmann von den natürlichen und geschichtlichen Gegebenheiten ausgeht und jeweils das Besondere eines landschaftlichen Raumes auch entsprechend herausstellt und das Allgemeine entsprechend zurücktreten läßt. Dies setzt nicht nur eine ausgezeichnete Kenntnis der anderen Museen voraus, sondern eine genaue Beherrschung aller Besonderheiten der Gegend, die man zu betreuen hat. Solche Vorarbeiten sind nicht einfach. Sie ermöglichen aber eine Ausstellung, bei der jeder Besucher, gleich ob Fachmann oder interessierter Laie, ob Erwachsener oder Schüler, einen Eindruck über das Wesen der betreffenden Landschaft in ihren natürlichen Gegebenheiten wie in ihrer geschichtlichen Entwicklung erhält, der sich durch Besuche benachbarter Museen noch erweitert und durch das Gegensätzliche vertieft.

Dieses Idealbild der Zielsetzung voll zu erreichen, ist oft nicht möglich. Es gibt immer wieder Teilgebiete, die zwar wichtig, aber museal nicht darstellbar oder in denen entsprechende Gegenstände heute einfach nicht mehr aufzutreiben sind. Auch kann unter Umständen der Fall eintreten, daß zwischen zwei benachbarten landschaftlichen Räumen die Gegebenheiten so ähnlich sind, daß unterschiedliche Darstellungen nur dann zustande kommen, wenn man andere Wege geht. In diesem Fall kann man versuchen, sich in die Arbeitsgebiete zu teilen. Man kann aber auch zahlreiche Variationen dadurch erzielen, daß man das Lebenswerk einzelner Personen besonders herausstellt, die im öffentlichen Leben oder als Künstler, Gelehrte oder Sammler Besonderes geleistet haben.

Andere Möglichkeiten: Die spezielle Pflege der Hinterlassenschaft eines bestimmten Zeitabschnittes oder eines bestimmten Standes. Wie viel ist da etwa noch für das Bürgertum zu tun. Die Lebensweise der gehobenen Schichten, des Adels und Patriziates oder die des bäuerlichen Standes verlockt immer wieder zur Darstellung. Wie aber der durchschnittliche *Kaufmann und Handwerker* gelebt hat, wird nur selten gezeigt. Ebenso wird nur selten eine Sammlung der

Geräte ausgestellt, die der Handwerker oder der Bauer wirklich verwendet hat und die heute der Vergessenheit anheimgefallen sind oder in Kürze nicht mehr verwendet werden. Vieles ist heute schon nicht mehr oder nur sehr schwer zu finden. Dabei sind solche Sammlungen nur dann von Wert, wenn sie möglichst *geschlossene Werkzeugreihen* umfassen und nicht nur besonders interessante Einzelstücke. Eher findet man noch *Entwicklungsreihen* von einzelnen Werkzeugen. Um die Mühen, ein ganzes Inventar verschiedener Werkstätten oder von bäuerlichen Betrieben zu sammeln, sollte man sich nicht herumdrücken. Vieles, was vor 30 Jahren noch selbstverständlich war, ist heute bereits eine Seltenheit geworden. Unsere Zeit ist schnellebig!

Schwierigkeiten besonderer Art ergeben sich bei allen Museen immer wieder durch die Kosten für die notwendigen *Vitrinen*. So schön es wäre, die Gegenstände frei im Raum aufzustellen, ist dies wegen der notwendigen Sicherung und wegen der Verstaubung nicht möglich. Man kann aber die Vitrinen so bauen, daß sie selbst wenig hervortreten und so geordnete Schauflächen haben, daß man ein Optimum an Möglichkeiten für den Besucher erreicht. Lästig ist, wenn sie nicht feststehen und durch das Herumgehen der Besucher Schwingungen entstehen. Spiegelglas ist zu vermeiden. Ein Generalrezept für die Form der Vitrinen gibt es nicht. Sie müssen sich sowohl den Räumen wie den Ausstellungsgütern anpassen, die im allgemeinen in einer Höhe zwischen 80 cm und maximal 2 m gezeigt werden sollen. Die Zone darunter ist nur in der Bauchlage zu betrachten, die man dem Besucher nicht gut zumuten kann. Was darüber ist, erfordert für eine genaue Besichtigung eine Stehleiter. Auch bei Bildern ist die durchschnittliche Augenhöhe anzuraten, da sie dann am natürlichsten wirken.

Ueber die Art, wie man eine Vitrine aufbauen soll, gibt es natürlich die verschiedensten Meinungen. Notwendig ist aber sicher, daß man eine *klare Linie der Entwicklung* zeigt und kein Durcheinander, auch wenn es apart wirken kann. In einem wohlabgewogenen Verhältnis müssen natürlich auch Raum und Zahl der Gegenstände stehen. Nicht nur die Größe, sondern auch die *Wertigkeit der Stücke* und der Stil der Zeit, der sie angehören, sind da entscheidend. Der Beschauer soll nicht den Eindruck der Ueberfülle, aber auch nicht der Leere haben. Das sind natürlich subjektive Begriffe. Einen Hinweis dafür können wir aber jederzeit gewinnen, wenn wir die Auslagen der Geschäfte studieren. So groß der Unterschied auch ist, über eines kommen wir nicht hinweg: Wir alle werden durch die Art der Auslagengestaltung allmählich zu einem bestimmten Sehen erzogen. Mit diesem kommt der Besucher ins Museum und empfindet die Art der Aufstellung, falls sie gänzlich andere Wege geht, als fremd oder gar als unschön. Man muß diese Tatsache bei der Aufstel-

lung ebenso berücksichtigen wie alle anderen Gegebenheiten. Die ideale Lösung ist immer die, wenn der Beschauer den Eindruck gewinnt, daß jeder Gegenstand ohne besondere Absicht seinen Platz gefunden hat.

Schön wäre es, wäre es möglich, irgendein Museum als *Musterbeispiel* anzuführen. Ich kenne viele Museen und habe immer wieder Lösungen getroffen, die zu kennen mir wertvoll war. Aber überall sind es Teillösungen, weil der Aufbau noch nicht abgeschlossen ist, oder weil es sich um Teilsammlungen mit besonderen Gegebenheiten handelt. Aber vielleicht ist das auch gar nicht so wichtig. Wenn man immer wieder Museen besucht und sich dabei die Frage stellt, was man übernehmen kann, was man ändern müßte, wie man die gleiche Wirkung mit anderen oder geringeren Mitteln erzielen kann, dann findet man selbst die beste Lösung für die eigene Sammlung und wird nicht Gefahr laufen, eine andere nachzuahmen. Wesentlich ist aber für jedes Museum, gleich welcher Größe und welcher Art, den Eindruck zu vermeiden, daß hier etwas eingesargt ist, daß hier nur alte Kulturgüter oder Objekte aus dem Naturreich konserviert und ausgestellt werden. Man soll spüren, daß das *Museum ein lebendiger Organismus* ist, daß in diesen Sammlungen gearbeitet wird, um sie zu ergänzen, um sie immer besser und schöner auszustellen und ihr Material wissenschaftlich und volksbildnerisch auszuwerten.

DIE LUKE

Es fällt mir beim Durchwandern unserer Länder immer wieder auf, wie junge, oder auch alte, aber aufstrebende Städte ihr geringes für die Kunst reserviertes Kapital damit verschleudern, daß sie sog. Kunstwerke aufkaufen, die vorwiegend dokumentarischen oder instruktiven Wert haben. Etwa, indem sie sich eine Reihe von Kunsterzeugnissen eines künstlerisch noch in den Kinderschuhen steckenden Kontinents oder Dokumente einer in Acht erklärten oder mehr extravaganten als künstlerischen Richtung beschaffen. Solche «Kunst»-Sammlungen sind interessant für Museumsführer, Lehrer, Lehrpoeten und Journalisten, die sonst nichts zu erzählen wissen. Der Muse, will sie Muse sein, sagt es wenig, ob ein Bild das einzige dieser oder jener Art in der Region, das einzige mit dieser oder jener Landschaft oder aus dieser oder jener Schaffensperiode eines Malers sei, wenn es nicht in erster Linie künstlerisch meisterhaft ist. Über anderes können Bücher reden. Museum als Bilderbuch, Museum als Kuriositätenkabinett, Museum als Archiv, Museum als Sammlung oder Museum, wie sein Name sagt, als Haus der Muse. Es gibt eine Tapferkeit des Wartens, des tausendmal Neinsagens und des einmaligen großartigen Einsatzes, ja Opfers, am rechten Ort, für eine Bürgerschaft, nicht nur in Geschichtskalendern und auf Schlachtfeldern, sondern auch im ständigen Kampf um Geschmack und Kultur.

F. B.